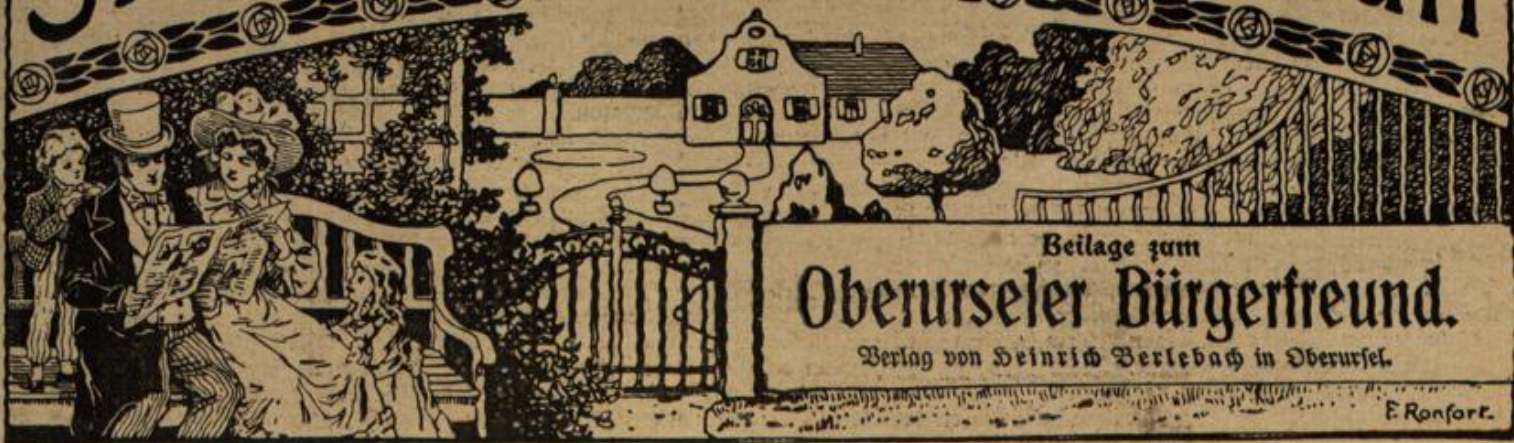


Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum
Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Renfort.

Das stille Haus.

Roman von W. Kabel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In demselben Moment hörte man an der Tür das ungestüme Kraken und leise Winseln eines Hundes. Eilfertig sprang der sonst etwas bequeme Bornemann auf. „Hallo, da ist ja auch Hektor von seinem Spaziergang zurück. Ich hatte ihn mit dem Chauffeur ein paar Stunden ausgehickt.“

Kaum war die Tür geöffnet, als auch schon ein schlanker, schön gezeichneter Wolfshund ins Zimmer stürmte und seinen Herrn vor Freude bellend umsprang.

„Ruhig, Hektor — kusch dich! — So, und nun geh, begrüße den Onkel Matra.“

Gehorsam legte das kluge Tier seinen feinen, edlen Kopf mit den großen, verständigen Augen dem Schriftsteller in den Schoß.

Und Matra, der dem Hund sehr zugetan war, begann ihm sofort das weiche Fell zu krauen.

Gegen halb zehn verabchiedete sich Matra dann.

Bornemann, welcher seinen Freund noch bis zur Klartür begleitete, flüsterete ihm noch im letzten Moment zu:

„Heute nachmittag sind meine Schwiegereltern eingetroffen. Und morgen — ja morgen schon kommt sie, meine Frau Hedwig!“

„Wirklich?“

„Wann denn?“

„Darf ich mich nicht wenigstens zu der Begrüßung auf dem Bahnhof einfinden?“ bat der Schriftsteller, dem andern warm die Hand drückend.

Bornemann schüttelte lachend den Kopf.

„Nein, Bert, die Feier morgen geht im allerengsten Familienkreise vor sich. Aber übermorgen, da bist du herzlichst nach Wannesee eingeladen. — Gute Nacht, auf Wiedersehen!“

Matra versuchte dann daheim noch etwas zu arbeiten. Aber es fehlte ihm die nötige Stimmung, um das begonnene Romankapitel zu vollenden. Eine nervöse Unruhe ließ ihn immer wieder aufstehen und das Zimmer mit schnellen Schritten durchqueren. Ofters schaute er dann unwillkürlich zu dem großen Porträtgemälde mit den matt glänzenden Augen empor.

Wie eine geheimnisvolle Macht ging es von diesen Augen aus. Matra, gewiß nicht abergläubisch, drehte schließlich das Licht der dreiarmigen Krone an, da die Schreibtischlampe in den Ecken des Zimmers nur ein ungewisses Halbdunkel verbreitete, das den Schriftsteller heute störte. Er mußte wirklich alle Energie anwenden, um sich wieder an seine Arbeit zu setzen. Doch bereits nach der ersten halben Seite machte sich der Einfluß des Bildes, das in seinem Rücken an der Wand hing, wieder fühlbar. Es ging nicht — die Glasaugen waren härter als er.

Unmutig legte er die Feder hin, erhob sich und nahm in einem Sessel am Mitteltische Platz, um die Abendzeitung durchzusehen.

Bald merkte er aber auch jetzt, daß seine Blicke über die Zeilen hinglitten und daß er nichts von dem Gelesenen begriff. Seine Gedanken waren bei dem Gemälde, hinter dem jetzt vielleicht der magere Totenkopfschädel lauerte und neugierig auf ihn herabstierte. Und diese Vorstellung ließ sich durch keinerlei Mittel hinwegscheuchen.

Endlich gab Matra den Kampf auf und suchte im Schlafe Vergessen zu finden. — Auch das half nicht viel. Stunden-



Athen, die Hauptstadt Griechenlands. (Rechts das königliche Schloß.) Phot. Schaul.

lang lag er noch wach und horchte mit angespannten Sinnen auf jedes Geräusch im Hause.

4.

Edgar Bornemann ging wartend auf Bahnsteig drei des Anhalter Bahnhofes auf und ab. Die Ungeduld hatte ihn eine volle halbe Stunde zu früh von Hause fortgetrieben. Und jetzt schlichen

die Minuten förmlich. Alles mögliche hatte er schon versucht, um die Zeit sich zu verkürzen. Und doch fühlte er, wie ihm das Herz vor Nervosität in immer schnelleren Schlägen klopfte.

Der elegant gekleidete Herr, der mit einem in Seidenpapier eingehüllten Strauß unruhig auf und abschritt, zog manchen neugierigen Blick auf sich. Jetzt passierten zwei Offiziere in Uniform die Sperre und kamen langsam näher.

Vornemann machte plötzlich kehrt und verschwand hinter dem kleinen, mitten auf dem Perron stehenden Diensthäuschen.

„Die fehlen mir gerade noch!“ brummte er ärgerlich. „Hoffentlich haben sie mich nicht bemerkt...!“

Er hatte Glück. Ratternd und fauchend lief jetzt der D-Zug in die mächtige, von Rauch geschwärzte Halle ein.

Wenige Minuten noch, und er hielt Hildegard Börmer wortlos in den Armen. Was kümmerten ihn die Menschen, die das junge Paar lächelnd musterten, was kümmerten ihn die beiden Oberleutnants, die ihn längst erkannt hatten und nun voller Interesse die junge Dame beäugten, der jetzt der Diener des Millionärs die Handtasche abnahm, um dann in angemessener Entfernung seinem Herrn zu folgen. Arm in Arm schritten sie dem Ausgang zu, beide wie im Traum. Hildegards Augen schimmerten feucht... Und um die aufsteigenden Tränen tiefsten Glücks zu verbergen, tauchte sie jetzt ihr von innerer Seligkeit verklärtes Gesicht tief in die duffenden, dunkelroten Rosen.

Unten auf der Straße vor dem Hauptportal hielt ein elegantes, blühendes Privatauto. Der Diener hatte schon die Türe geöffnet, stand nun ferkengerade daneben.

„Steig ein, Liebling“, flüsterte Vornemann.

Sie zögerte etwas. Ein Blick in das Innere hatten ihr hellseidene Polster, einen raffinierten Luxus der Ausstattung enthüllt.

Und dann rollte das Auto davon, wand sich durch das Straßengewühl der Kiesenstadt mit der Geschwindigkeit eines lebenden Wesens. Eng aneinander geschmiegt saßen die beiden da, ganz, ganz dicht. Er hatte ihre Hände zwischen die seinen genommen und schaute immer aufs neue in dies geliebte, so lange entbehrte, reizvolle Antlitz, aus dem ihm ein Paar wunderbare Augen mit tiefer Zärtlichkeit entgegenleuchteten.

Was er zu ihr sprach? Törichte, zusammenhanglose Worte, und doch besagten sie so unendlich viel.

Nur langsam wurde er ruhiger.

„Du leichtsinniger Verschwender“, meinte sie jetzt mit sonnigem Lächeln. „So teure Rosen! Und dann das Auto! Das muß ja eine Unsumme Miete kosten! Sogar ein Diener neben dem Chauffeur! Wo hast du das alles nur aufgetrieben?“

„Gefällt dir der Wagen, Liebling?“ fragte er glücklich.

„Das wohl. Aber eine Fahrt in einem solchen Luxusgefährt paßt nicht recht zu unseren Verhältnissen“, erwiderte sie zögernd. Vornemann schüttelte anscheinend betrübt den Kopf.

„Ich wollte mein Bräutchen doch in recht würdiger Weise dem neuen Heim der Eltern zuführen. Etwas leichtsinnig mag's ja gewesen sein.“

Sie sah nicht, wie es um seine Mundwinkel zuckte und wetterleuchtete.

Das Auto hatte soeben das Brandenburger Tor passiert und bog jetzt in die schmurgerade Charlottenburger Chaussee ein.

„Da — die Siegesallee“, machte er sie auf die von Marmorgruppen eingefasste Prachtstraße aufmerksam.

Immer weiter ging's in einem Tempo, daß Hildegard bisweilen fast ein wenig angst wurde.

Jetzt tauchten zu beiden Seiten weite Kiefernwaldungen auf. „Der berühmte Grunewald, Liebling. Etwas eintönig auf die Dauer.“

Eine knappe Viertelstunde später waren sie am Ziel.

Der Diener riß die Tür auf. Staunend stieg Hildegard Börmer aus. Ein Blick in die Runde, ein Ausruf des Entzückens.

Eine schloßartig gebaute Villa war's, vor deren breiter Freitreppe das Auto hielt. Das schneeweiße Gebäude mit den vergoldeten Zierrittern vor den Fenstern hob sich gegen den dunklen Hintergrund eines mit Tannengruppen bepflanzten, sanft an der Berglehne ansteigenden Parkes wie eine Silhouette ab. Der Vorgarten, eine weite Rasenfläche mit einer Marmorfontäne in der Mitte, senkte sich sacht zu dem Ufer des Wannsees hinab, auf dessen im Sonnenlicht glänzenden Spiegel eine Anzahl Yachten mit weißen, leuchtenden Segeln dahinglitten.

Hildegard Börmer stand noch immer wie gebannt.

Dann eine verwunderte, ungläubige Frage:

„Ist dies — dies dein — Häuschen, Edgar?“

Vornemann fühlte seine Augen feucht werden.

So, genau so hatte er sich diese Szene immer in Gedanken ausgemalt. Und — da kamen auch schon Vater und Mutter. Börmer eilig die Treppe heruntergetrippelt.

„Hilde — Hilde!“

Das junge Mädchen fuhr herum, flog ihnen entgegen.

„Mutter — Vater!“

Stumm, ergriffen schaute der Millionär auf die Wiederkehrten. Er sah, wie der alte Herr dem Töchterchen jetzt etwas zuflüsterte, wie er stolz auf den Schwiegersohn wies.

Da war Frau Hadwig schon neben ihm.

„Ist's wahr? — Ist's wahr, was Vater mir eben erzählte — du — du ein Millionär? Das Auto — hier die Villa — alles dein Eigentum?“

„Ja, Liebling, und das war mein Geheimnis! — Ist mir die Überraschung geglückt?“

Hildegard lehnte sich an ihn, faßte beinahe scheu nach seiner Hand. „Ich habe dir viel abzubitten, unendlich viel, du Güter...“

Doktor Matra unterrichtete nun schon seit fünf Jahren den einzigen Sohn des Barons von Barnbiel, da der lebhafteste, aufgeweckteste Knabe für alles andere mehr Interesse zeigte als gerade für die trockenen Schulwissenschaften, und sein Vater ihm nach Möglichkeit das Vorwärtstommen erleichtern wollte. Mit der Zeit war der junge Schriftsteller, dessen äußere Erscheinung und tadellose Umgangsformen ihn überall zu einem gern gesehenen Gast machten, mit der Familie des Barons derart verwachsen, daß man ihn wie einen lieben Freund und nicht wie einen bezahlten Privatlehrer behandelte, besonders da Bert Matras Vater bis zu seinem Tode die schlesischen Güter des Herrn von Barnbiel zu dessen größter Zufriedenheit verwaltet und der Baron daselbe Vertrauen, das er einst seinem treuen Oberinspektor geschenkt, auch auf dessen Sohn übertragen hatte.

Jeden Nachmittag gegen einhalb fünf Uhr fand sich der Schriftsteller in der eleganten Grunewald-Villa ein, die der Baron nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode seiner Gemahlin erworben und ganz nach seinem Geschmack hatte ausbauen lassen.

Auch am Tage nach der denkwürdigen Unterredung mit Edgar Vornemann wanderte Bert Matra, nachdem er am Ringbahnhof Halensee die elektrische Straßenbahn verlassen hatte, zu Fuß durch die sauber gepflegten Straßen der Villenkolonie dem Barnbielschen Hause zu. Wie er eben den Bismarckplatz überschritt und in die breite Allee einbog, wurde er von einem älteren, elegant gekleideten Herrn mit grauem Vollbart angerufen.

„Matra — hallo — einen Augenblick!“

Es war Baron von Barnbiel, der sich ebenfalls auf dem Nachhauseweg befand.

Die Herren schritten dann nebeneinander weiter.

„Heinz erzählte mir, daß Sie umgezogen sind“, begann Barnbiel die Unterhaltung. „Wie gefallen Sie sich denn in Ihrem neuen Heim?“

Matra mochte den alten Herrn nicht belügen. „Ehrlich gesagt — gar nicht, Herr Baron“, erwiderte er etwas zögernd.

„So?! Gewöhnlich stellen sich die Mängel einer neuen Behausung doch erst später heraus“, meinte Barnbiel lächelnd.

„Freilich, ihr Schriftsteller seid zumeist unpraktische Leute, die sich leicht übervorteilen lassen. — Nicht übelnehmen das letzte, Doktor! War nicht böse gemeint“, setzte er herzlich hinzu.

Matra fühlte sich verpflichtet, schon um sich gegen den Vorwurf eines vorschnellen Mietsabschlusses zu verteidigen, dem Baron die merkwürdige Geschichte, wie er zu dem möblierten Zimmer bei Thomas van Heiderßen gekommen war, zu erzählen. Zum Schluß bot er dann, der Baron möchte über das Gehörte Stillhaltegeheimnisse bewahren, da Edgar Vornemann versuchen wolle, dieses Geheimnis mit Hilfe eines Detektivs zu enträtseln.

Barnbiel, der gespannt dem Berichte des Schriftstellers gefolgt war, beeilte sich zu versichern, daß er selbstredend mit niemandem über die Sache sprechen werde.

„Ihres Freundes Ansicht“, erklärte er dann, „teile ich in allen Stücken. Ganz sauber ist diese Affäre nicht. Und wer weiß, was alles dahinter steckt. Jedenfalls seien Sie vorsichtig, lieber Freund, und halten Sie Ihre Tür nachts stets gut verschlossen. Allzu große Sorglosigkeit ist leichtsinnig — das habe ich am eigenen Leibe vor einem halben Jahre erst erfahren müssen, als mir mein Kammerdiener Harprecht mit meiner schönen Edelsteinsammlung durchbrannte — auf Rimmerwiedersehen leider!“

Inzwischen waren die beiden Herren vor der Villa angelangt und betraten durch das schmiedeeiserne Gittertor den Vorgarten.

Hier blieb der Baron plötzlich stehen. „Beinahe hätte ich's vergessen, Doktor. Auch ich habe eine Überraschung für Sie bereitet. Ja, denken Sie, — gestern Abend ist mein kleiner Wildfang plötzlich ganz unangemeldet heimgekehrt.“

Der junge Schriftsteller blinnte den Baron zweifelnd an.

„Baronesse Isa?“

„Allerdings! Und — eigentlich sind Sie daran schuld, daß mein Sprößchenchen der strengen Aufsicht der Frau v. Duesner so schnell entwichen ist“, meinte Barnbiel mit vergnügten Lächeln.

„Ja, Herr Baron?“
„Nun freilich. — Machen Sie aber kein so entsetztes Gesicht, Doktor. Die Sache liegt einfach so, daß Frau v. Queisner es nicht länger dulden wollte, daß Sie Jsa hin und wieder ein Brieflein zukommen ließen. War sehr verkehrt von der Dame. Hätte sich an mich wenden sollen. Ich würde sie dann schon darüber aufgeklärt haben, daß Sie ein alter Freund meines Hauses sind. So aber... Na, kurz und gut, die Queisner ließ gestern nachmittag Jsa zu sich rufen und verbot ihr diese Korrespondenz. — Und mein resolutes Fräulein Tochter hat dann wohl dort eine Szene aufgeführt, die sicher die recht einschneidenden Meinungsverschiedenheiten noch vergrößerte und damit endete, daß Jsa ihre sieben Sachen packte und — abreiste.“

Matra war eine verlegene Rote ins Gesicht gestiegen.

„Es tut mir sehr leid, Herr Baron, daß durch...“

Doch der alte Herr ließ ihn nicht ausreden.

Eine Entschuldigung Ihrerseits ist völlig überflüssig, lieber Doktor. Aufrichtig gestanden — ich freue mich eigentlich, daß der kleine Wildspunt wieder da ist. War doch sehr still im Hause ohne sie. Das brauchen Sie Jsa aber nicht gerade zu sagen. Sonst denkt Sie noch wunder was für einen Geniestreich begangen zu haben! — Auf Wiedersehen, Doktor. Will noch mal nach den Treibhäufern hinten im Park sehen. — Noch eins. Sie müssen heute zum Abendbrot bleiben und an der Begrüßungsbowl für das Sprühtauschen teilnehmen.“

Eine Stunde später betrat Jsa von Barnbiel nach vorsichtigem Anklopfen das Bibliothekzimmer der Villa, in dem Bert Matra sich mit seinem jungen Freunde Heinz aufzuhalten pflegte.

„Schon fertig mit dem Penfum, Herr Doktor? — Ich wollte Sie gerne begrüßen. Papa hat Ihnen ja schon erzählt, daß ich sozusagen aus Dresden — ausgetrieben bin.“

Matra umfing ihre schlanke, zierliche Erscheinung mit dem vollen, blonden Haar und dem pitanten Gesichtchen, aus dem ein Paar große, dunkle Augen temperamentvoll hervorleuchteten, mit einem freudigen Blick. „Kommen Sie nur, gnädigste Baronesse, Sie stören gar nicht. Wir haben soeben Schluß gemacht“, sagte er dann zu der noch zögernd an der Tür Stehenden.

Jsa zog ein allerliebstes Schmollmännchen.

„Gnädigste Baronesse!! — Sie sollen mich doch nicht so nennen, sehr — geehrter — Herr Doktor!! — Wie oft muß ich Ihnen das wiederholen! Haben Sie denn die schöne Zeit ganz und gar vergessen, wie wir im Park unseres Stammgutes herumtollten, wir beide — Sie der fröhliche, achtzehnjährige Student und ich das kleine, dumme, elfjährige Mädchen, das so stolz darauf war, einen so großen Spielgefährten zu haben! Und — ich hätte mich über Ihre gelegentlichen Briefe und Karten auch viel, viel mehr gefreut, wenn nicht immer diese offizielle Anrede mich gestört haben würde. Für Sie bin ich Fräulein Jsa — bitte, bitte, sehr — geehrt — Herr Doktor!“

Mit reizendem Lächeln streckte sie ihm jetzt ihre feine, schmale Hand hin. Länger als nötig hielt Bert Matra diese weichen Finger umspannt, von denen ein heißer Strom in seinen Körper überzufließen schien. Wieder trafen sich ihre Blicke. — Und jetzt, in diesem Augenblick, merkte Jsa von Barnbiel zum erstenmal, welch tiefe, werdende Härlichkeit in des Schriftstellers dunklen Augen lag. Der feine Instinkt des Weibes verriet ihr das Richtige. — Und in holder Verwirrung entzog sie ihm ihre Hand und begann hastig von etwas anderem zu sprechen.

Bert Matra aber war urplötzlich der glücklichste Mensch unter der Sonne geworden. Die Hoffnung hatte Einzug gehalten in sein zages Herz, und frohe Zuversicht sich seiner bemächtigt.

Heinz von Barnbiel hatte inzwischen seine Bücher und Hefte fortgepackt und sich daher um die beiden nicht weiter gekümmert. Jetzt redte er die Arme in jugendlichem Kraftgefühl und meinte aufatmend: „So — nun bin ich frei! Wie wär's mit einer Partie Tennis? Das Wetter ist prächtig.“

Erst gegen elf Uhr abends verabschiedete sich Matra von dem Baron und Jsa, mit denen er nach dem Abendbrot in zwangloser Unterhaltung in dem Salonzimmer bei halb offenen Türen gesessen hatte. — Als er auf die stille Straße hinaustrat, blieb er einen Augenblick stehen und sog die erquickende Nachtluft tief in die Lungen ein. Das freudige Glückgefühl hatte vorgehalten. Und so machte er sich denn in selten froher Stimmung auf den Heimweg. — Da — hinter ihm eilige Schritte und eine bekannte Stimme: „Bert — so warte doch!“

Es war Edgar Bornemanns großartiger englischer Frühjahrsulster, der sich aus dem Halbdunkel der Promenade löste.

„Weißt du auch, wie lange ich hier schon auf dich warte?“ begann er mit gut gespielter Entrüstung. „Eine volle halbe Stunde! Der Wächter von der Wach- und Schlafgesellschaft betrachtete mich schon ganz mißtrauisch, als ob er in mir einen Gauner ver-

mutete, der Schmiere steht. Komm, laß uns weitergehen. Da hinten erscheint der Mann mit seinem Köter an der Leine schon wieder.“

„Dann ist doch fraglos irgend etwas Wichtiges passiert“, meinte Matra, gespannt dem Freunde ins Gesicht blickend.

„Verschiedenes sogar. Zunächst: meine Frau Hadwig ist eingetroffen! Das bleibt die Hauptsache! — Um dir diese Freundschaft mitzuteilen, bin ich hier allerdings nicht auf- und abspaziert.“

„Woher wußtest du denn überhaupt, daß ich noch bei Barnbiel war?“ meinte der Schriftsteller erstaunt.

Bornemann klopfte ihm lachend auf die Schulter.

„Weil Hildegard mir von dem Krach in dem Pensionat und der Abreise Jsa von Barnbiels erzählt hat. Unter diesen Umständen konnte ich mir leicht zusammenreimen, daß man dich zum Essen dabehalten würde. Außerdem habe ich auch deinen schönen Charakterkopf in der offenen Tür auftauchen sehen, als ich das erstemal an der Villa vorüberging. — Doch nun zur Sache. — Thomas van Heiderßen, dieser Kästelmensch, hat nämlich gezeigt, daß er sehr mit Vorsicht und Geschick zu behandeln ist.“

„Wie soll ich das verstehen?“ Fast unfreundlich Klang's. Denn Bert Matra war es durchaus nicht recht, daß man so unvermittelt seine Glückstimmung zerstörte.

„Du wirst schnell begreifen“, erwiderte Bornemann gelassen.

„Mein Freund, der Detektiv Schaper, kam heute gegen sechs Uhr nachmittags nach Wamsee hinaus, nachdem er mich in der Tiergartenstraße vergeblich gesucht hatte, und erstattete mir den ersten Bericht. Er hatte morgens in aller Frühe als Arbeiter verkleidet vor eurem Hause in der Philippstraße Posto gefaßt, um rechtzeitig bei Herrn van Heiderßens Ausbruch zu der angeblichen Reise dabei zu sein. Um sieben Uhr verließ dieser wirklich mit einem kleinen Handkoffer sein Heim und — begab sich nicht etwa nach einem Bahnhof — o nein! Die Sache wurde ganz, ganz anders. Zunächst nahm der Alte in der Hauptstraße ein Auto und fuhr zum Reichstagsgebäude, wo er ausstieg und, sich des öfteren vorsichtig umschauend, den Weg nach der Siegesallee einschlug. Schaper hatte alle Mühe, ihm unauffällig zu folgen, da Heiderßen offenbar mit der Möglichkeit rechnete, daß ihm jemand nachschlich. Auch sein weiteres Verhalten sprach dafür, wie wenig sicher er sich fühlte und wie er auf jeden Fall verhindern wollte, daß einem Aufspäher das Ziel seiner Kreuz- und Querfahrten bekannt würde. Beinahe zwei Stunden dauerte es, bis der Alte endlich wieder nach Schöneberg zurückkehrte und in einem Hause der Werderstraße, wo sich nur billige Mietskajernen befinden, verschwand.“

„Werderstraße? Die liegt ja keine drei Minuten von der Philippstraße entfernt“, warf Matra interessiert ein.

„Allerdings. Und schon daraus ersiehst du, daß es Heiderßen nur darum zu tun war, seine Fährte zu verwischen. — Höre weiter. Der Detektiv schlich nach einer Weile ebenfalls in das Haus hinein, um festzustellen, ob dieses nicht etwa einen zweiten Ausgang hatte. Dann erst betrat er ein gegenüberliegendes Restaurant, von dessen Fenster aus er die Straße bequem beobachten konnte. Doch Stunde um Stunde verging. Heiderßen erschien nicht wieder. Schließlich kam Schaper auf die Idee, ob der Alte nicht womöglich in dem Hause eine zweite Wohnung unter anderem Namen gemietet hätte. Er suchte also den Portier auf und erkundigte sich unter einem geschickt erfundenen Vorwand nach einem älteren Herrn, indem er Heiderßens Äußeres genau beschrieb. Der Portier besann sich auch wirklich auf den Gesuchten, indem er erklärte, den Namen des Betreffenden wisse er zwar nicht. Doch sei dieser mit einem Rentier Ewald Bidler, der vorn in der zweiten Etage eine Dreizimmerwohnung seit drei Monaten gemietet habe, augenscheinlich eng befreundet. Worauf der Detektiv dem Portier zur Vorsicht streng untersagte, ja niemandem etwas von ihrem Gespräch zu erzählen, da es sich um eine Angelegenheit handle, die später noch die Polizei beschäftigen werde. Ein Zehnmarkstück, welches Schaper schlauerweise dem Manne außerdem noch als Schweigegehalt in die Hand drückte, wirkte derart, daß dieser in seinem Dienstfeifer dem Detektiv auch die Person jenes Ewald Bidler ganz eingehend schilderte und dann ebenso bereitwillig in die zweite Etage hinaufstieg, um in der Wohnung des Rentiers nachzusehen, ob die Fensterverchlüsse überall in Ordnung wären — in Wahrheit natürlich nur, um festzustellen, ob Heiderßen sich noch immer bei seinem Freunde aufhielt.“

(Fortsetzung folgt.)

Rentmeisters „Stöpsel“.

Erzählung von Johanna Weiskirch. (Nachdruck verb.)

Mit Rentmeisters „Stöpsel“ war ganz entschieden wieder eine Veränderung vorgegangen. Nun schon das zweitemal während des Krieges. Das wollte bei ihm nicht wenig heißen! Er hatte sich sonst immer in seinen Lebensgewohnheiten sehr ausdauernd gezeigt. Schon bevor er aufs Gymnasium kam.



Im Auto auf serbischen Straßen.



Vizeadmiral Kanin,
Oberbefehlshaber der russischen
Offiziersflotte.

ihm gepaßt haben. der Knoten seines Wachstums gebrochen und er mehr in die Länge als in die Breite gegangen war, sprach der reine Hohn auf ihn daraus.

Wie gesagt: mit Rentmeisters „Stöpsel“ war eine Veränderung, die zweite während des Kriegs, vorgegangen. Die erstmalige äußerte sich folgendermaßen: „Stöpsel“ war bis dato bei den Osterversehungen immer ein um das andere Mal mit seinen Vater rasend und seine Mutter traurig machender Beharrlichkeit sitzen geblieben.

Allen ihm darob gemachten Vorhaltungen gegenüber blieb er stumm und teilnahmslos. Als der Krieg ausbrach, saß er in der Untersekunda und hätte,

Leider machte die unter Umständen sehr schätzenswerte Eigenschaft bei Rentmeisters „Stöpsel“ weder seinen Eltern noch später seinen Erziehern Freude. Er hieß eigentlich Ernst, aber außer seiner Mutter nannte ihn wohl kaum jemand bei seinem Namen. Wenn es aber mal vorkam, so war dieser Jemand sein im höchsten Zorn auf ihn scheltender Vater, der Rentmeister Hühnemann. Alle anderen nannten ihn „Stöpsel“. Wer ihm den Spottnamen gegeben hatte, wollte kein Mensch wissen. Nur er selbst behauptete mit tödlicher Sicherheit, daß die Tante Berta ihn ihn aus Rache für den nassen Schwamm, den er ihr mal ins Bett gelegt habe, angeheert habe. — Und seitdem behielt er ihn. Früher, als er so lang wie die gewesen war, mochte er noch einigermaßen zu ihm

Seitdem aber auf der Untertertia bei ihm

seinem Programm entsprechend, kommenden Ostern versezt werden müssen. — Es kam aber diesmal anders: der „Stöpsel“ blieb sitzen! Das ganze Haus stand Kopf darüber.

Der Rentmeister tobte geradezu vor Empörung und erklärte, vor Scham nicht mehr an den Stammtisch gehen zu können.

Diesmal blieb der „Stöpsel“ aber nicht stumm bei des Vaters Worten. Er richtete die edige Jungengestalt auf und sagte trotzig: „Es ist doch Krieg, Vater; da kann man seine Gedanken doch nicht so zusammenhalten wie sonst. Man hat gar keine rechte Ruhe auf der Schulbank, wenn man an die Freunde denkt, die schon im Felde stehen und mitkämpfen dürfen. Ich möchte auch lieber heute wie morgen mittun, als zu och!“

Der Rentmeister ließ jedoch seinen Spröckling nicht ausreden. Er gab diesem eine schallende Ohrfeige und rief unter wahren Hohn gelächter hervor:

„Och! Ja, mir scheint es, daß das Wort sehr auf dich paßt! — Aber einen von der Gattung können sie auch im Feld nicht gebrauchen.“

Mit solchen großgehörnten Herdentieren kann man keine Schlachten gewinnen. —

Man muß dazu ein Mensch sein, wie dein Bruder Hans ist. Aus dir wird im Leben nichts als höchstens ein Gassenlehrer oder Steinklopfer! — Schmetternd warf der Rentmeister die Türe hinter sich ins Schloß und ging in seine Schreibstube.

Verstört sah der arme „Stöpsel“ um sich. So zornige, grau-

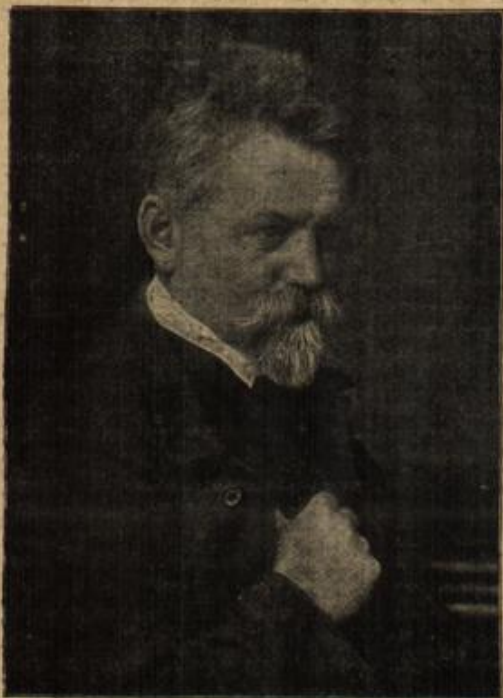


Das eiserne U-Boot von Hörnum. (Mit Text.)



Der neue Leipziger Hauptbahnhof.

ame Worte hatte der Vater doch noch nie zu ihm gesprochen. Zu einem Gassenkehrer oder Steinklopfer sollte er nur gut genug sein? O, er wollte es ihnen schon noch zeigen, wenn er auch nicht seines Bruders Hans Klugheit besaß. Bei jeder Gelegenheit wurde ihm der auf dem östlichen Kriegsschauplatz weilende Stolz der Familie, der Bruder Referendar, vorgehalten. Als ob er nicht wüßte, daß der des Vaters Geldbeutel eine Zeitlang auch über Gebühr in Anspruch genommen hatte. Aber davon war nie viel geredet worden, immer nur von dem schneidi-



Schwarzwaldbater Fritz Reiß †. (Mit Text.)

„Stöpsel“ die Stiegen empor und riegelte die Türe seiner unterm Dach liegenden Bude hinter sich zu. Dort warf er sich auf sein Bett und würgte an einem trodenen, trampfhaften Schluchzen. Wenn er doch nur schon achtzehn Jahre alt wäre, um als Kriegsfreiwilliger aufgenommen zu werden! Er hatte sich so sehr darum bemüht, aber es war ihm nicht geglückt.

gen eleganten Auftreten des Bruders. Die Else, seine einzige Schwester, betete ihn geradezu an, weil er sorgte, daß sie auf den Vätern so fleißig von den jungen Juristen betanzt wurde.

Die von Vaters gewichtiger Rechten Zeugnis ablegende dunkelrote Wange mit der Hand bededend, schlich sich

Italienische Alpenjäger auf dem Marsch.



Ohne der Eltern Wissen hatte er sich eines Tages unter dem Vorwand, ein wichtiges Buch zu einer Klassenarbeit in der nahen Garnisonstadt besorgen zu müssen, zum Generalkommando begeben, um dort seinen sehnlichen Wunsch, mit in den Krieg ziehen zu wollen, anzubringen.

„Wat willst, mein Sohn? Mit in den Krieg? Sehr gut, aber wie alt bist du dann, um hast du auch die Erlaubnis von deinem Alten, dich zu melden?“ fragte der Feldwebel und sah ihn von oben bis unten an.

Als der vor Aufregung schwitzende „Stöpsel“ ganz der Wahrheit gemäß bekannte, daß sein Vater einstweilen noch nichts von seinem Wunsch wisse, und daß er, der Ernst Hühnermann, noch nicht, aber doch bald, achtzehn Jahre alt werde, hatte der Feldwebel ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: „Na, dann werd' se mal erst alt, mein Sohn, und geh noch en bißchen in de Breite und laß der deines Vaters Einverständnis



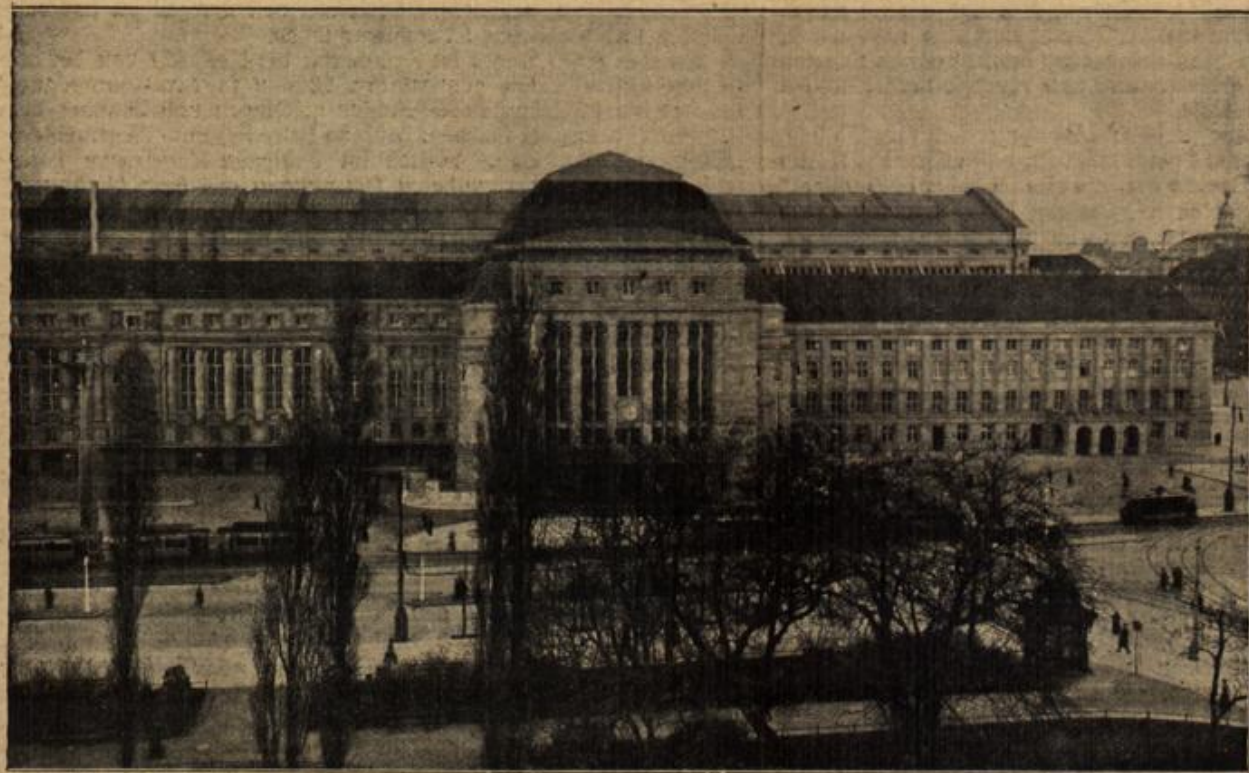
General Belajew,

der neue russische Generalstabschef.

schwarz auf weiß geben, und dann kommste mal wieder kommen und dein Heil bei uns versuchen.“

In tiefster Seele unglücklich war der aus allen Himmeln gefallene „Stöpsel“ damals heimgekommen, und dieser Zustand trug auch die Hauptschuld an seiner Nichtvernehmung. Ihm war alles ganz „wurschtig“ geworden. Auch daß er nach den Osterferien wieder an dem alten Platz in der Untersekunda saß. Bis er erfuhr, daß er Gelegenheit habe, im Sommer oder Frühherbst sein Kriegseinjähriges machen und bei vollendetem achtzehntem Lebensjahr als Freiwilliger zur Heer Ausbildung eintreten zu können.

Da trat die zweite



der größte Bahnhof Europas. (Mit Text.)

Veränderung an „Stöpsel“ zutage. Einstweilen merkte die Rentmeisterin sie nur insofern, als sie auf einmal mit den Brotmarken auskam und nicht mehr alle Nachbarn und Bekannten mit der Bitte, ihr auszuhelfen, zu belästigen brauchte. Der „Stöpsel“ klagte nicht mehr den ganzen Tag, daß er dem Verhungern nahe sei, daß er umfalle vor Hunger im Magen. Da er aber trotz dieser ungewohnten Erscheinung nicht krank war, fühlte sich die Rentmeisterin mehr erleichtert als erschreckt durch sie, und sie nahm keine Veranlassung, nach ihrer Ursache zu forschen. Sie sollte sich aber bald herausstellen. Als am Schluß des Monats das Elektrizitätswerk seine Rechnung einreichte, war der Lichtverbrauch ein derartig hoher gegen frühere Monate, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen sein konnte.

Nachdem „Stöpsel“ Schwester Else sich sehr energisch gegen den Verdacht gewehrt hatte, das viele unnütze teure Licht durch ihre Leidenschaft, im Bett Romane zu lesen, verbrannt zu haben, lenkte sich der Unwille der Rentmeisterin auf Trina, das Dienstmädchen. Als die Sache so weit gedieh, daß dem armen Ding gekündigt werden sollte, bekannte sich „Stöpsel“ als der schuldige Teil.

„Du hörst denn doch die Weltgeschichte auf! Das siehst du ähnlich!“ schalt der Rentmeister, als er beim Mittagessen nach dem Resultat der Lichtuntersuchung fragte. Unter grimmigem Hohn fügte er hinzu: „Oder hast du vielleicht jeden Abend bis um Mitternacht deinen Studien obgelegen, um das mit Faulenzen Veräumte nachzuholen?“

Auf Stöpsels Gesicht wechselte Röte und Blässe, als er, mit leicht bebender Stimme antwortete: „Ja, Vater, ich habe jeden Abend lange über meinen Büchern gelesen. Wenn es jemand der Mühe wert gefunden hätte, einmal in meine Stube zu schauen, der hätte sich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen können.“

„Junge!“ brauste der Rentmeister auf und sprang von seinem Stuhl empor. Er hatte nicht übel Lust, dem gleichfalls aufspringenden „Stöpsel“ abermals eine Ohrfeige zu verabfolgen, aber vor dem Ausdruck in seines Sohnes Gesicht sank ihm die Hand wieder. Totenbleich waren des Jungen Züge und die blauen Augen in Quoten unnatürlich erweitert. Aber seine Gestalt schien zu wachsen, als er festen Tones antwortete:

„Ja, ich wiederhole es, daß ich jeden Abend gelernt habe. Ich habe mich bei unserem Rektor zum Kriegs-Einjährigen gemeldet, um nachher, da ich dann achtzehn Jahre alt sein werde, als Freiwilliger einzutreten. Ihr dürft euch darauf verlassen, daß ich es bestehen werde.“

Eine schier unheimliche Stille folgte diesen Worten. Der Rentmeister, seine Frau und Tochter sahen erst sich, dann den „Stöpsel“ an, als ob sie zweifelten, daß es ihr Sohn und Bruder sei, der da geredet hatte.

Der Rentmeister war es, der die Sprache zuerst wieder fand. Aber ehe er noch seine Zweifel in des Sohnes Worte laut werden ließ, hatte der „Stöpsel“ das Zimmer verlassen.

„Na, was sagt ihr nun? Glaubt ihr, was der Bengel da gesagt hat?“ fragte er, Frau und Tochter abwechselnd anschauend.

„Ich denke ja keinen Moment daran, dem dummen Jungen zu glauben“, sagte Else Hühnermann und rümpfte verächtlich die etwas zu spitz geratene Nase.

Die Rentmeisterin aber meinte: „Es kann doch möglich sein, daß Ernst endlich zur Einsicht gekommen ist, daß es so nicht weiter mit ihm gehen kann. Ich werde ihn jetzt einmal besser beobachten.“

„Hm, ja, es wäre gut gewesen, wenn du das früher getan hättest!“ brummte der Rentmeister und verließ das Esszimmer, um sein Schälchen zu halten.

Es zeigte sich, daß der „Stöpsel“ die Wahrheit gesprochen hatte. Die Rentmeisterin hatte ihn bei immer häufigen unvermuteten Eintreten in seine Stube immer über den Büchern gefunden. Überhaupt war er in der letzten Zeit ein ganz anderer als früher geworden. Dennoch wurde im Familienkreise kaum einmal von seinen Plänen gesprochen.

„Er macht ja das Einjährige doch nicht, wozu also darüber reden!“ sagte der Rentmeister immer in sehr bestimmtem Ton und ersuchte damit die „Wenn“ und „Aber“ seiner Frau im Reime.

Die Rentmeisterin, der ihr blaß und ernst gewordener Junge oft recht leid tat, brachte, wenn sie allein mit ihm war, immer wieder das Gespräch auf seine Zukunftspläne, aber der „Stöpsel“ ging nie näher darauf ein. Er sprach auch gar nicht von dem Tage der Prüfung, der näher und näher rückte. Der Rentmeister wollte ihn gar nicht wissen, „denn“, so sagte er, „den Tag der Blamage erfahre ich immer noch viel zu früh, wenn er da ist.“

Es kam aber doch anders, als er voraussetzte. Es war an einem Tage zu Anfang des August. Da machte der „Stöpsel“ sein Kriegs-Einjähriges, und obendrein recht gut. Sofort ging er von der Nachbarstadt seiner Heimat, in der er das Gymnasium besuchte, nach der nahen Garnison zum Generalkommando. Er

hatte das Glück, den Feldwebel von früher wieder zu treffen, der ihm versprach, sich für ihn ins Zeug legen zu wollen, damit die Sache schneller voran ginge.

Solche Worte gefallen mir, wie du einer zu sein scheinst, mein Sohn“, sagte er zu „Stöpsel“ und klopfte ihm auf die Schulter. Der „Stöpsel“ kam abends nach Hause, als die Familie schon beinahe mit dem Essen fertig war. Einer Standrede des Vaters beugte er gleich mit den Worten vor: „Ich habe mein Einjähriges gemacht und mich auch gleich als Freiwilliger gemeldet. Der Feldwebel meint, es würde schon gehen. Hoffentlich komme ich recht bald hinaus ins Feld.“

Der Rentmeister sah seinen Sohn nun doch überrascht und mit einem Anflug von Verlegenheit an. Er war so fest davon überzeugt gewesen, daß der Stöpsel auch das Kriegs-Einjährige nicht bestehen würde, daß er an den Worten suchte, um dem Jungen zu antworten.

Da meinte Else, sich gönnerhaft zum „Stöpsel“ wendend: „Na, da kann man dir und uns ja gratulieren, daß du mehr Glück wie Verstand gehabt hast!“

„Dumme Gans!“ sagte der und setzte sich vor seinen Teller. Die Rentmeisterin legte ihm vor und ließ sich voll mütterlicher Freude über den Verlauf des Tages berichten.

Der Rentmeister, der rauchend auf und ab schritt, warf nur ab und zu ein Wort dazwischen. Er konnte dem „Stöpsel“ gegenüber nicht gleich den rechten Ton finden. Der Junge kam ihm auch so ganz anders vor als sonst, so viel größer und gereifter. Oder hatte er ihn in der letzten Zeit so wenig genau angesehen? Der „Stöpsel“ war ja sogar ein ganz hübscher Bengel geworden. Als Feldgrauer würde er sich wohl sehen lassen können. Im Herzen des Rentmeisters brühten Vorwürfe und sich leise regender Vaterstolz miteinander. Er war ganz froh, als ihn eine spät eintreffende berufliche Nachricht zwang, seine Schreibstube noch einmal aufzusuchen, um dem „Stöpsel“ nicht so oft in die ihn so fremd und schon anblickenden blauen Augen schauen zu müssen.

Der Einstellungsbefehl ließ nicht lange auf sich warten. Nach sechs Wochen schon trug der „Stöpsel“ des Kaisers Rod. Einstweilen noch keinen Feldgrauen, sondern einen der alten blauen, aber er fühlte sich in ihm und in Kreise der Kameraden recht wohl im Kadettenleben. Er kam alle vierzehn Tage auf Urlaub nach Hause. Als er das zweitemal kam, bot ihm der Rentmeister die gefüllte Zigarrentasche zum tüchtigen Zulangen an, und das nächstmal nahm er ihn sogar zu einem Glase Bier mit an den Stammtisch im „Döhen“.

Beim vierten Urlaub nahm der „Stöpsel“ Abschied, da er zwei Tage später nach dem Westen mußte. Da rief ihn der Rentmeister zu sich in seine Stube. Was er dort mit dem Sohn gesprochen, erfuhr kein Mensch, aber des „Stöpsels“ Augen leuchteten, als er dem Vater die Hand und den Mund zum Abschied reichte.

Dann gingen stille Wochen vorüber. Die Gedanken und Worte des Rentmeisters Hühnermanns Ehepaares, häufig auch die der Tochter Else, beschäftigten sich mit den Vorgängen auf den östlichen und westlichen Kriegsschauplätzen.

Da kam eines Tages im Frühherbst die Nachricht von der erneuten Offensive der gegnerischen Mächte in der Champagne, bei der die furchtbaren Schlächten geschlagen und Wunder der Tapferkeit verrichtet wurden. Und da hatte sich auch Rentmeisters „Stöpsel“ hervor getan. Mitten im dichtesten Kugelregen hatte er seinen schwer verwundeten Hauptmann aus dem Getümmel der Schlacht in Sicherheit gebracht und ihn damit vor dem sicheren und furchtbaren Tode gerettet. Und immer war der „Stöpsel“ in den vordersten Reihen gewesen und hatte sich mit Hurraufen und Singen auf den Gegner gestürzt.

Das alles stand in der Zeitung von des jungen Helden Heimatsstädten, und auch, daß er zur Belohnung das Eisene Kreuz bekommen hätte und bereits zur Beförderung vorgeschlagen sei.

Als der Rentmeister und seine Frau das lasen, fielen sie einander gerührt und stolz in die Arme. So weit hatte es ja der Referendar-Sohn noch nicht gebracht wie der „Stöpsel“!

Der Rentmeister war sehr stolz auf seinen Jungen und bat ihn in Gedanken immer wieder ab, daß er so gar nichts von ihm gehalten habe. Dann ging er in den „Döhen“ an den Stammtisch, um sich von den Freunden und Bekannten zu seinem Heldensohn beglückwünschen zu lassen.

Der blinde Geiger.

Von W. Jankowski.

(Nachdruck verboten.)

Schlafe mein Prinzchen, schlaf ein... Leise und zart schwebten die süßen Töne durchs traumstille Gemach. Sie hatten ihren Zweck erreicht — der kleine Bub dort in den weißen Kissen, der erst trübselig und lebensfröh, zugleich aber auch so schlafensmüde ins Zimmer schrie, lag jetzt in tiefem Schlafe.

Sanft zog die junge Mutter die Kissen zurecht und glücklich flog ihr Blick hinüber zum Gatten, fast schien es, als wollte sie ihn aus Bettchen seines Knaben rufen, um ihm dies schlafende rosige Wunder zu zeigen. Doch da verdunkelte sich der Blick der blauen Augen, die nun mitleidig und voll heiligem Erbarmen den Gatten suchten. Tapfer bezwang sie das heiß aufsteigende Weh: „Nun schläft er endlich, der kleine Unhand — und du kommst jetzt zu deinem Rechte, liebster Mann.“

Der schlanke junge Mann in feldgrauer Uniform schüttelt leicht mit dem Kopfe: „Ach, laß nur, Hilde, mich stört das Schreien wenig, nein, mir klang's sogar wie süßtraute Heimatmusik, nach so langen, langen Wochen und Monden — endlich ein Kinderschrei, ein Schrei, hinter dem kein Grauen, keine Qual, keine Verzweiflung lauert. Beim kostvollen Schrei des Jungen und beim Gedenken an all das Leid da draußen, kam mir der verschwenderische Reichtum des Lebens in Gegenwart und Vergangenheit, der nie rastende Rhythmus von Werden und Vergehen so recht zum Bewußtsein.“

„Komm, setz dich zu mir; noch ein wenig will ich mich an der lieben alten Sonne erfreuen — ich merke es, wie gut sie es heute wieder meint, strahlend und glühend scheint sie, gelt?“

Leise bejahend nickte das Weib. Voll und ungehindert strutete die Sonne ins Gemach, schwannte hier über die Prismen der Leuchter, ließ Beethovens ernste Gestalt aus dem dunklen Rahmen heller hervortreten, küßte dort des sterbenden Chopins schemenhaft Gestalt, und zauberte auf dem rostbraunen Scheitel Frau Hildes goldigglänzende Reflexe hervor. Aber er sieht es nicht, er, der sonst mit Schönheitsdurstigen Augen durch die schöne Welt ging, er sieht nichts. — Blind haben sie ihn geschossen! Dort draußen auf Rußlands Fluren löschte eine unbarmherzige Kugel das Leben und Strahlen dieser hellen Augen für immer aus. —

Das junge Weib preßte die Hand auf das wildlopfende Herz — beißt die Zähne zusammen — um es nicht herauszuschreien, das heiße, freßende Weh, das blutende Mitleid, das sie fühlt, beim Anblick des Liebsten. Aber kein Stöhnen, kein Mägelaut geht über die zudenden Lippen, stark muß sie sein, um ihm nicht die Lebenskraft zu rauben, froh und unbefangen muß sie scheinen — um ihm die innerliche Ruhe wiederzugeben.

Bärtlich beugt sie sich zu ihm: „Liebling, komm, musiziere jetzt ein wenig, ja?“ Sie weiß, in seiner geliebten Kunst findet er tiefstes Vergessen alles Leides.

Sorgsam stützt sie ihn und geleitet ihn ins anstoßende Musikzimmer, das sich der Blinde und sein Weib beim Nestchenbau vor zwei Jahren schuf. Die Geige reicht ihm Hülfe — und kaum fühlt sie der blinde Mann zwischen den Händen — da reißt und straßt sich die gebeugte Gestalt, da ist er der Alte von früher. Und nun quillt es hervor unter den schlanken, weißen Fingern, bestimmt zum Geigenspiel, deren edle Schönheit selbst der graue Krieg nicht Kraft und Schönheit rauben konnte. Jetzt sprudelt's hervor, das tiefe Weh und Leid, doch es ist jetzt das brennende Weh anderer, das er draußen auf dem Schlachtfelde täglich sah, es ist das blutige eingesargte Glück unzähliger armer Frauen und Bräute, es sind heiße Eltern- und Kindertränen, denen er in seinen Tönen Leben und Gestalt gibt, sein eigenes Weh ist vergessen, er fühlt sich als Schöpfer, als Schenkender. Hell und heller wird das erst so dumpfe, klagende Singen, jubelnd bricht es endlich ab — der Meister hat seine Kraft erkannt. Er weiß, Großes wird er leisten, dem Edelsten wird er sich würdig anreihen dürfen.

Froh legte er seine Geige aus der Hand und läßt sich zu seinem Buben führen — und wie ein Schwur geht's durch seine Seele: „Ich will nicht murren und hadern, ich hab' ja noch so viel Schönes, meine herrliche Kunst, den Jungen — und mein süßes, süßes Weib.“

Bärtlich aneinandergeschmiegt lauschen der blinde Geiger und sein Lieb den tiefen, ruhigen Atemzügen ihres Knaben — und das mutige Weib merkt es, daß das Glück heimlich und leise zu nahen scheint. —

Höflichkeit, nicht Kriecherei.

Viele Menschen zeigen Vorgesetzten oder Höherstehenden gegenüber eine eigentümliche Art von Höflichkeit. Nicht nur, daß sie im höchsten Grade gefällig, zuvorkommend, aufmerksam und hilfsbereit sind, sie glauben sogar, ihre Höflichkeit soweit ausdehnen zu müssen, daß sie sich jeder eigenen Überzeugung begeben. Ihr Auge studiert jeden Augenblick die Mienen des Gewaltigen, um jeden Gedanken, jeden Wunsch daraus zu lesen und sich ihm fügen zu können. Wird eine Frage an sie gerichtet, so bringen sie in der Antwort nicht ihre eigene Meinung zum Ausdruck, sondern nur die Ansicht, die sie als die von dem gestrengen Herrn Vorgesetzten erwünschte vermuten. Hat ihr

Scharfsinn sie aber dennoch betrogen, so sind sie im nächsten Augenblick bereit, das Gegenteil von dem vorher Gesagten zu behaupten, nur um nicht die allerhöchste Gunst zu verlieren. Hand in Hand mit dieser übertriebenen Höflichkeit geht gewöhnlich die Schmeichelei. Alles, was der Herr Vorgesetzte sagt, wird als besonders geistreich bewundert, was er tut, als bedeutende Tat gepriesen. Ein ehrlicher Widerspruch dem Vorgesetzten gegenüber erscheint ihnen als Vermesstheit. Bestimmte Forderungen wagen sie wohl hinter seinem Rücken, aber niemals ihm ins Gesicht zu behaupten.

Diese Klasse der Untergebenen wird zum größten Schaden für ihre ehrlicheren Kollegen, die freimütig, wenn auch bescheiden, ihre Meinung bekennen und berechnete Forderungen auch zu behaupten wagen.

Höflichkeit gegen Höhergestellte darf nicht gleichbedeutend sein mit Kriecherei und Selbsterniedrigung.

In diesem Sinne sollten wir auch unsere Jugend erziehen, Sie setze ihren Stolz darein, gegen ältere Personen rücksichtsvoll, entgegenkommend, aufmerksam, hilfsbereit zu sein. Bescheidenheit und Zurückhaltung gegen ältere Personen werde ihr zur zweiten Natur. Andererseits aber darf sogar im Kinde nicht jede selbständige Regung, jede eigene Ansicht unterdrückt werden, denn das Leben verlangt selbständige Charaktere. Jenen Jünglingsmut, der tapfer seiner eigenen Überzeugung Ausdruck verleiht und selbst für sie zu leiden imstande ist, sollen wir gerade in unserer Zeit der Überzeugungslosigkeit freudig begrüßen als Kennzeichen eines geraden, entschlossenen Wesens und als Vorbote echten, würdigen Männerstolzes.

Gertrud Westphal.

Die Mutter Gottes.

In der Kapelle haben sie gebetet,
Die todwund sich aus schwerer Schlacht gerettet,
Sie liegen stöhnend auf dem kalten Stein,
Durch bunte Fenster flammt der Abendchein.

Hell ragt der Mutter Gottes Bild im Chor.
Es knien viele stehend schon davor,
Sie sagen, daß sie Wunder tut und Zeichen,
Daß ihrer Milde Tod und Wunden weichen.

So schlimmen Jammer sah die Heil'ge nie. —
Goldfelig thront auf goldnen Wolken sie
Und kehrt sich nicht an Freunde, nicht an Feinde,
Nicht lächelnd auf die blutende Gemeinde.

Doch einem ist's, als ob die königliche
Dahim in Deutschland seiner Mutter gleiche,
Daß gütig sie zu ihm herniedersteige,
Sich heilend über seine Wunden neige,
Sein lehtes Leiden leicht und licht ihm macht,
Und mütterlich ihn küßt zur Gutenacht. Klara Prief.

Fürs Haus

Zischläufer in Nischen.

Der in bestehender Abbildung veranschaulichte Zischläufer ist 38 cm breit, 80 cm lang und mit der heute so beliebten Nischeneinfassung verziert. Als Grundstoff dient weiches, mittelhartes Leinen, zur Ausführung ist D. M. C. Nr. 20 verwendet. Die Mustervorzeichnung wird mittels Paus- und



Manpapiers auf den Grundstoff übertragen. Hat man dann die Konturen mit Vorzeichen vorgezogen, so beginnt man, sie mit etwa 3 mm langen Nadeln anzusetzen. Die Füllstoffe werden meistens in Stäbchen und Spinnen, zu gleicher Zeit mit den Nadeln, eingeführt. Zuletzt wird der Stoff unter den Spannschnitten ausgeschnitten. D. R.

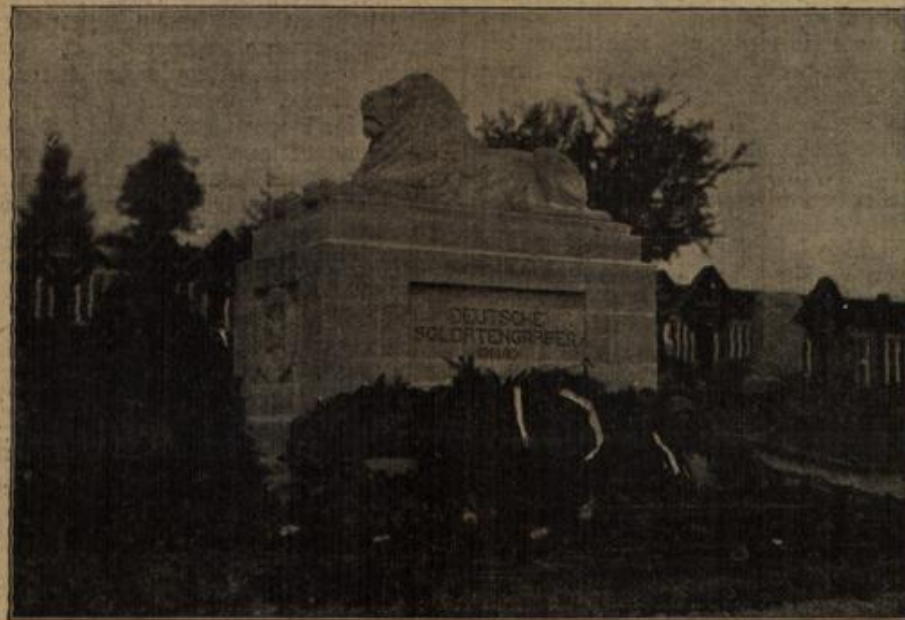
Unsere Bilder

Das eiserne U-Boot von Hörnum. Ein originelles Kriegswahrzeichen ist auf der Nordsee-Insel Sylt zur Aufstellung gelangt: Ein Unterseeboot, das aus einem Strandgut-Eichenblock geformt ist, ruht auf einer angetriebenen englischen Seemine. Diese ist auf einem Gerüst von Grubenblöcken verankert, die aus torpedierten Schiffen bestehen. Das Strandgut steht dicht am Meeresstrand zur dauernden Erinnerung an die große Zeit und zur Nagelung zum Besten der Kriegshilfe.

Der Leipziger Hauptbahnhof, der größte Bahnhof Europas, wurde inmitten des Weltkrieges fertiggestellt, so daß am 4. Dezember v. Js. die feierliche Schlusssteinlegung erfolgen konnte. Der gewaltige Bau ist eine Schöpfung der Dresdener Architekten Prof. Wilhelm Löffow und Max Hans Kühne, von denen der erstere die Vollenbung nicht mehr erlebte. Von der Größe des Baues geben folgende Ziffern einen Begriff: Die Front hat eine Länge von 300 m, das bebauten Gelände ist 82 200 qm, das gesamte Bahnhofsgelände 251 000 qm groß. Die Ein- und Ausfahrbahnen haben eine Breite von 300 m und eine Länge von 320 m; sie wird von sechs verglasten Eisengewölben überspannt und umfaßt 26 Personenbahnsteiggleise, auf denen gleichzeitig 30 Züge aufgestellt werden können. Zwischen den Gleisen befinden sich 27 Bahnsteige für Personengepäck und Postverehr. Die Baukosten betragen 135 Millionen Mark.

Der Schwarzwaldmaler Fritz Reih starb im Alter von 59 Jahren. Fritz Reih, der in Kirchzarten bei Freiburg inmitten des Lannengrüns der Berge sein Heim aufgeschlagen hatte, zählte zu den bekanntesten Schwarzwaldmalern; er hat in zahlreichen trefflichen Bildern die malerische Poesie der Schwarzwaldnatur und des Schwarzwaldlebens festgehalten.

Deutsches Kriegerdenkmal an der Côte Vorraine, errichtet auf einem Soldatenfriedhof in der Gegend von Bigneulles. Der Entwurf stammt von Leutnant Jang, Stadtbaumeister von Hameln, die Ausführung von Wehrmann Bildhauer Georg Hilbrandt. Die Weihe-rede hielt der Divisionspfarrer H. Lehmann.



Deutsches Kriegerdenkmal an der Côte Vorraine. (Mit Text.)

Allerlei

Tristiger Grund. „Ich begreife nicht, wie du dich mit dem Affessor so schnell verloben konntest! Anstandshalber hättest du dir doch etwas Bedenkzeit erbitten sollen, um dir's zu überlegen!“ — „Daß er sich's auch überlegt hätte!“

Napoleon I. als Springbock. Unter den französischen Malern der ersten Kaiserzeit war es besonders Flaxen, der Bonapartes und Josephines Günstig besah und fast täglich in Malmaison in ihrer Nähe war. Eines Abends, als Flaxen im Schlosspark lustwandelte, sah er in einer dunklen Allee einen Mann in gebückter Stellung, den er für einen arbeitenden Gärtner hielt. Der Maler, ein eigentlicher Südfrenze, war ein leidenschaftlicher Springer, und er kam auf den Einfall, den Mann als Springbock zu benutzen und darüber zu springen. — Gedacht, getan! Er nahm seinen Anlauf, setzte die Hände auf die Schultern des Unbekannten und sprang mit gespreizten Beinen über dessen Kopf hinweg. Aber welch ein Schreden durchfuhr ihn, als er die zornbebende Stimme des Kaisers vernahm. Bitternd stammelte er Entschuldigungen und suchte sich dadurch aus der Klemme zu ziehen, daß er vorgab, den Kaiser für einen Mann in gebückter Stellung gehalten zu haben. Das machte Napoleon, der sich nicht gern daran erinnern ließ, daß er von kurzer Statur war, noch ärgerlicher, und Flaxen mußte auf der Stelle den Hof verlassen und nach Paris zurückkehren. — An seine Stelle wurde der Maler David von Angers berufen.

Eine aussterbende Tiergattung. Das Elentier oder der Elch, eine unserer Edelstierart ähnelnde Tierart mit prächtigem Geweih, ist leider im Aussterben begriffen. Früher, vor Jahrhunderten, waren in den verschiedenen Gegenden Deutschlands noch genügend Elentiere zu finden. Im Wald Biergrund bei Nördlingen erlegten zwei Jäger des Königs Pipin im Jahre 764 ein besonders schönes Elentier, dessen mächtiges Geweih sich in einem der bayerischen Königsschlösser befindet. Eine Abbildung dieses Geweihs befindet sich auf einem Gemälde im Jagdschloß Moritzburg bei Dresden. In Deutschland beobachtete man die letzten Elchherden im 16. Jahrhundert im Reichenburger. Im 17. Jahrhundert wurden in Ungarn und im Anfang des 19. Jahrhunderts in Polen die letzten dieser Tiere erlegt. Einige Tiere leben noch in Skandinavien und Ostpreußen, hier im Ibenhorster Forst, der wegen seiner Elche berühmt

ist. Sonst gibt es in deutschen Landen keines dieser Tiere mehr. Die Jagd auf diese Tiere ist ziemlich gefährlich. Der Elch ist ein wildes und kräftiges Tier, das eine Körperlänge bis fast 3 Meter und eine Schulterhöhe bis zu 2 Meter erreicht. Er wiegt bis zu 330 Kilo. — Sein Fleisch soll sehr wohlschmeckend sein. A. R.

Gemeinnütziges

Feigen und Datteln zu Milchreis. Um Milchreis nahrhafter und abwechslungsreicher zu gestalten, gibt man ihn in Böhmen gern mit feingehackten Feigen und Datteln und nennt ihn dann „Fruchtlerch“. Der einfache und vorläufig noch billige Zusatz ist zu empfehlen, denn er verleiht dem Milchreis einen feinen Geschmack und macht ihn nahrhafter und ergiebiger. Man kann sowohl warmen Milchreis wie gekühlte kalte Reisbecken damit mischen, immer wird der Zusatz als schmackhaft und angenehm empfunden werden. Will man es üppig machen, dünstet man die

geschnittenen Feigen und Datteln ganz kurze Zeit in ein wenig Weiß- oder Rotwein und Zucker, ehe man sie dem Reis untermengt. Auch etwas Fruchtstark kann man mitdünken. M. Sch.

Obstbäume pflanzt man um die jetzige Jahreszeit nur noch im Ausnahmefalle. In weniger günstigen Jahren wachsen sie schwer an. Wer die Herbstpflanzung nicht bis Ende November erledigt hat, pflanze im Frühjahr.

Getreidehaufen sollen nie höher als 50 Zentimeter hoch aufgeschüttet werden, dies aber auch nicht gleich zu Anfang, sondern ganz allmählich. Höhere Aufschüttung als 50 Zentimeter verträgt nur der Dinkel.

Stragon kann in der Küche in Töpfen angetrieben werden. Die zarten Blattspitzen sind als Salat- und Suppenwürze sehr geschätzt.

Schöne Bettede mit feinen Holzgriffen dürfen nicht in das heiße Abwaschwasser

kommen. Man steckt sie in einen Topf mit Sodawasser, aber so, daß das Wasser nur bis zu den Fäden reicht. Die Griffe sind feucht abzureiben.

Häufige Störung sagt den Topfpflanzen, insbesondere im Winter, nicht zu. Man verpflanze daher auch nur solche, die warm stehen müssen und infolge völlig durchwurzelten Topfbodens nicht nah zu halten sind. Der Februar ist für unsere Zimmerpflanzen noch eine kritische Zeit. Große Behälter und langsame Austrocknen der Erde schaffen kranke Wurzeln.

Anagramm.

Am Winter beut ich die Bergäugen,
Wirst du mit einem Laut anrufen,
Berühmt mich gerne groß und klein.
Mich reißt des Südens Sonnenschein.
Ein weites Zeichen ist voran,
In einer Ehre wird ich dann
Julius Rast.

Rätsel.

Als Pfand der Treue wir es kennen,
Kopfslos wird's einen Blick dir nennen.
Fritz Guggenberger.

Problem Nr. 146.

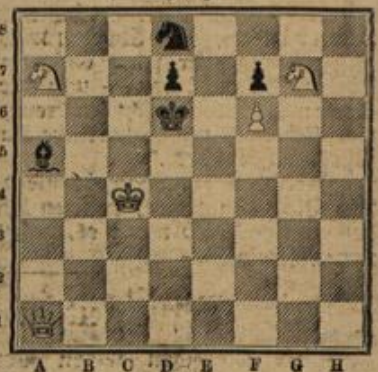
Von R. Ertel. — Strategie 1913.
Schwarz.

Schachlösungen:

- Nr. 144. 1) Se3 droht 2) Sh3;
1) ... Ke4 2) Sh5;
1) ... Ke5 2) Se2;
1) De2, es 2) Dg6.
Nr. 145. 1) De4 2) Se4; 4) La6
5) Lb7+.

Nichtige Lösungen:

- Nr. 132. Von H. Brandt in Duden-
huden. G. Danawitsch in Garmisch.
R. Schröder in Altdorf.
Nr. 133. Von H. Brandt, G. Schwen-
ger in Dudenhuden. G. Danawitsch in
Garmisch. R. Riedel in Walsen. G.
Wulff in Montevideo.
Nr. 134. Von G. L. R. in Garmisch.
O. Wulff in Altdorf. I. Schl.
Nr. 135. Von G. L. R. in Garmisch.
Nr. 136. Von G. L. R. in Garmisch.
R. Riedel in Walsen. G. Wulff in
Montevideo. I. Schl.
Nr. 137. Von G. L. R. in Garmisch.
O. Wulff in Altdorf. I. Schl.



Weiß.
Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Schorabe: Eis, Zeit, Eiszeit. — Des Logograph's: Trepp, Trapper.
Des Bilderrätsels: Wer dem Böbel zu Gefallen spricht, der wird bald wie er denken.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Wulff, gedruckt und heraus-
gegeben von Greiner & Wulff in Stuttgart.